

Der Ruf nach Freiheit. Unter der Überschrift „Ein Manifest der Widerstandsbewegung in Ungarn“ veröffentlicht die halbmonatlich in Zürich erscheinende Zeitschrift „Orientierung“ in ihrer Nr. 14/15 vom 31. Juli 1950 ein Dokument der Zeit, das auf Umwegen ins Ausland gedrungen ist. Das Flugblatt beleuchtet grell den Grad der Knechtung, der die Arbeiterschaft Ungarns (und nicht sie allein) unterworfen ist, offenbart aber auch die Empörung über die Unterdrückung der Freiheit, die diesem edlen und stolzen Volk über alles geht.

„... Vor 50 bis 60 Jahren, auf dem Höhepunkt der kapitalistischen Ausbeutung, hatten die Arbeiter täglich 14 bis 16 Stunden zu schuften. Unsere Kameraden im Westen erinnern sich heute kaum mehr an dieses unwürdige Leben, weil die Kampforganisationen der Arbeiter es längst beseitigt haben. Uns ungarischen Arbeitern ist jetzt, im Jahr 1949/50 erneut dieses schändliche Los zuteil geworden. Nur hält man diesmal die Arbeitenden mit den Schlagwörtern der moskowitzischen Freiheit zur Fronarbeit von täglich 12 bis 16 Stunden an. Der gerechte Lohn unserer Arbeit wird uns vorenthalten; man will uns glauben machen, daß wir für die Freiheit so qualvoll roboten müssen. Unterdessen werden wir der Reihe nach um alle Errungenschaften gebracht, die wir uns im Laufe eines Jahrhunderts erkämpft haben: Um das Streikrecht, das Vereinigungsrecht, die Redefreiheit, die gewerkschaftliche Autonomie, die freie Wahl des Arbeitsplatzes, den bezahlten Urlaub, den Minimallohn, die maximale Arbeitszeit... Wer nur eine leise Bemerkung wagt, verschwindet aus unseren Reihen. Nie vorher hat der Arbeiter in Ungarn ein so miserables Leben gehabt. Aber wir werden gezwungen, dies alles nun 1950 zu feiern!

Die Unterdrücker geben sich nicht damit zufrieden, unsere körperliche Kraft und Gesundheit zugrunde zu richten, den Sinn unseres Lebens zunichte zu machen. Sie trachten auch nach unserer Ehre. Sie schicken uns russische ‚Spitzenarbeiter‘ auf den Hals, die uns lehren sollen, richtig zu arbeiten. Diese ‚Spitzenarbeiter‘ und ‚Stachanovisten‘ haben aber keine Ahnung davon, was außerhalb der Sowjetwelt ist und geschieht. So ahnen sie leider auch das nicht, daß wir von ihren sogenannten Arbeitsmethoden nichts wissen wollen, da diese uns in die Zeit unserer Großväter zurückwerfen würden. Der ungarische Arbeiter hielt mit dem Westen Schritt; deshalb hat er die veralteten russischen Methoden nicht nötig. Die propagandistische Überschätzung der Sowjetarbeiter verfolgt nur den Zweck, den guten Ruf des ungarischen Arbeiters zu zerstören, in ihm ein Minderwertigkeitsgefühl zu wecken und ihm gleichzeitig einzureden, daß die primitive sowjetische Lebens- und Arbeitsweise die fortschrittlichste auf der Welt sei. Wir protestieren entschieden gegen die schmählischen Bemühungen, die uns auf das materielle und geistige Niveau des Sowjetmenschen zurückstoßen wollen.

Die Tyrannei wütet nicht bloß an unseren Arbeitsplätzen; sie dringt sogar in unsere Heime ein. Die jungen Arbeiter werden gegen die alten gehetzt, die Kinder gegen die Eltern. Wir wagen nicht mehr vor unseren Kindern zu reden; denn wir können nie wissen, ob wir nicht von ihnen — vielfach unwillkürlich — verraten werden. In jedem Augenblick können wir von der Polizei verschleppt werden — auf Nimmerwiedersehen.

Die einst einige Arbeiterschaft ist jetzt in Kasten zersplittert. Das wilde Hasten, die Angeberei, der künstlich genährte Haß ziehen immer tiefere Kluft zwischen Arbeitern und Arbeitern. Diesen inneren Spaltungsversuchen soll unser stärkster Widerstand gelten. Die gefährlichste Waffe der Unterdrücker ist eben das, die Kräfte der Arbeiter zu zersplittern und sie dadurch um so leichter der Willkür der Machthaber auszuliefern. Diejenigen, die in den Spitzeldiensten, in der Zersetzungstätigkeit und im Ausbeuten der Arbeiter die vorzüglichste Leistung zeigen, werden uns als Vorsteher aufgezwungen. Aus dem Auswurf der Arbeiter-

klasse, aus denjenigen, die sich in der beruflichen Arbeit nicht bewähren, werden die ‚Arbeitertreiber‘, die ‚Arbeiterdiktatoren‘, ‚Vertrauensleute‘, und Parteisekretäre erzogen.

Das ist das traurige Bild unserer Knechtschaft. Hilfe dürfen wir von nirgends erhoffen. Die Hände unserer Unterdrücker reichen heute noch weit, bis in die freien westlichen Gewerkschaften hinein. Sie scheuen keine Anstrengung, um die Augen und Ohren der westlichen Arbeiter zu verschließen, damit diese unseren Hilferuf überhören, unsere wirkliche Lage übersehen.“

Kirche Deutschlands im Spiegel. In der bekannten Wochenschrift „Michael“ (Nr. 32 vom 6. August 1950) hat ein „französischer Seelsorger und Ordenspriester, der ein halbes Jahr zum Studium der religiösen Verhältnisse in Deutschland weilte“, seine Eindrücke auf Grund vieler Gespräche mit Priestern und Laien zusammengefaßt. Es ist immer anregend, zu hören, wie sich die eigene Lage im Auge eines Fremdbeobachters spiegelt. Dabei wird man, um die Kritik richtig zu würdigen, den anders gearteten Volkscharakter des Beobachters, seinen Standort als Ordensmann und die nicht allzulange Zeit der Beobachtung im Auge behalten. Nach Worten der Anerkennung für die gepflegten Kirchen und Kapellen, die großen Prozessionen und eindrucksvollen Gemeinschaftsgottesdienste, die er in Deutschland fand, fährt er fort: „Die Kirche in Deutschland ist zweifellos ein gut organisiertes Gefüge, aber meine anfängliche Bewunderung ist einer inneren Unruhe gewichen. Ich denke an das Evangelium und finde statt des von innen heraus wirkenden Sauerteiges manchmal eine Macht (oder den Anschein einer Macht?). Ich denke an die Seligpreisungen der Bergpredigt und finde sie zu wenig gelebt. Der Priester wird geehrt und geachtet, aber diese Ehrfurcht und diese Achtung bedrücken, weil sie zu sehr an die Haltung eines Kindes vor dem Schulmeister, eines Dieners vor seinem Herrn erinnern. Er ist gebildet und oft voller Eifer. Aber entfernt seine Bildung ihn nicht oft von den Armen und den Proletariern, und gleicht sein Eifer nicht oft dem eines guten Verwalters irdischer Güter? Er ist auf seine schöne, gepflegte Kirche stolz — gepflegt dank ausreichenden Personals. Aber bedenkt er beim Anblick der prunkvollen Maßgewänder und Altargeräte, der Glocken und der schönen Orgel, daß es vielleicht in seiner eigenen Pfarrei noch Leute ohne Obdach gibt, ja, daß Gemeinden in der Diaspora und in den Lagern der DP's ohne eigene, auch nur die kleinste Kapelle sind? Das Evangelium verlangt von uns, arm zu sein und nicht mächtig. Diese Botschaft richtet sich vor allem an die Christen des zwanzigsten Jahrhunderts. Wie kann man die Armen bekehren, wenn man nicht selber arm ist?

Ist das eine Anklage? Nein! Ich wiederhole nur, was viele Laien und Priester zu mir sagten. Sie meinen, in einem Engpaß zu stehen und suchen verwirrt einen Ausweg. Aber diese Aufgabe ist schwer, da sie alle Gefangene einer bestimmten Erziehung sind, Gefangene ihres Berufskreises und einer Organisation, die sie lähmt, die sie überhäuft mit komplizierter und erdrückender Verwaltungstechnischer Arbeit. Wenn schon der Priester durch seine Erziehung vom Armen entfernt wird, so laufen die schönen Organisationen Gefahr, diese Kluft noch zu vertiefen. Der Arme, der an die Pforten der Kirche klopft, findet zu oft eine Verwaltung. Manchmal, nicht immer verständlicherweise, kann sein Wunsch erfüllt werden. Aber wo findet dieser Arme Gerechtigkeit und Liebe, wie kann eine Verwaltung seinen Durst stillen? Er möchte einen Bruder finden — und eine Sekretärin öffnet ihm die Türe ...

Viele Kirchen sind gefüllt, gewiß, aber es gibt Gebiete, die fast glaubenslos sind. Große Arbeitermassen entfernen sich von der Kirche. Eine erschütternde Menge von ‚Vagabunden‘ und vom Leben Ausgestoßener bleiben außerhalb jeder